

Hermann Withalm im Spiegel von Zeitzeugen

Den Abschluss des Symposiums vom 22. Jänner 2007 im Parlament bildete ein Zeitzeugengespräch mit ehemaligen politischen Wegbegleitern von Hermann Withalm – Staatssekretär a. D. Prof. Karl Pisa und Abg. z. NR a. D. Heribert Steinbauer – sowie einem politischen Kontrahenten, Vizekanzler a. D. Dr. Hannes Androsch.

HELMUT WOHNOUT: Herr Dr. Androsch, Sie waren in den 1970er Jahren Nachfolger von Hermann Withalm als Vizekanzler. Damals war er Ihnen schon länger bekannt. Im ersten Band der Aufzeichnungen von Hermann Withalm habe ich eine Passage gefunden, in der er von einer Diskussion mit Bruno Pittermann berichtet, die am 9. November 1966 stattgefunden hat. Zwei Tage zuvor hatten Withalm und Pittermann bei den im Fernsehen ausgestrahlten und von Helmut Zilk moderierten »Stadtgesprächen« die Klängen gekreuzt, wie Withalm in seinem Buch schreibt. Aber an diesem Abend traten beide in einem etwas bescheideneren Rahmen im Volksbildungshaus im 5. Wiener Gemeindebezirk in der Stöbergasse als Kontrahenten auf. Diskussionsleiter war der damalige »Konsulent im sozialistischen Abgeordnetenklub« – so die Formulierung von Hermann Withalm – Hannes Androsch. Wie haben Sie Withalm damals als jemand, der politisch auf der Seite der Opposition vis-à-vis der ÖVP-Alleinregierung tätig war, erlebt? Stellte er sich für Sie als Feindbild dar oder hat es Facetten an ihm gegeben, von denen Sie behaupten können, dass er Ihnen auch ein politisches Vorbild war?

HANNES ANDROSCH: Vor den Nationalratswahlen 1970 wurde ich von dem Innenpolitik-Journalisten Georg Nowotny für die *Salzburger Nachrichten* interviewt, der solche Gespräche auch mit Friedrich Peter, Stephan Koren, Josef Klaus, Alexander Götz und Bruno Kreisky führte, die sich damals freilich in einer ganz anderen Liga befanden. Nowotny wechselte übrigens später zur *Kronen Zeitung* und erlangte 1975 mit der Affäre um das damals sogenannte »Gelbe Kuvert«, in der es um einen Bestechungsvorwurf zugunsten einer ÖVP-freundlichen Berichterstattung ging, einen gewissen Bekanntheitsgrad.

In dem genannten Interview wollte Nowotny unbedingt wissen, ob ich politische Vorbilder hätte. An sich habe ich so etwas hartnäckig abgelehnt, aber bei diesem

Gespräch habe ich doch Namen genannt. So lautete der Titel dieses am 23. Jänner 1970 in den *Salzburger Nachrichten* erschienen Artikels: »Vorbilder: Kennedy, Waldbrunner, Withalm«. Heinz Brantl, damals legendärer Öffentlichkeitsarbeiter von Bruno Kreisky, hat dann einige Tage später im Vorbeigehen zu mir gesagt: »Naja, schöne Überschrift, aber *er* – gemeint war natürlich Kreisky – wird darüber nicht so erfreut sein.«

Durch meine Tätigkeit im SPÖ-Parlamentsklub war mir die in meinen Augen einflussreichste Persönlichkeit der ÖVP in den 1960er Jahren, nämlich Hermann Withalm, seit April 1963 bekannt. Wie Sie erwähnt haben, hatte ich die Ehre, am besagten 9. November 1966 ein Gespräch zwischen den beiden Kontrahenten, die sich im Übrigen ganz gut verstanden haben, was für Withalm und Kreisky schon weniger zutrifft oder nie zugetroffen hat – ich werde gleich sagen warum –, zu moderieren. Ab Oktober 1967, als ich Abgeordneter wurde, gab es dann genug Gelegenheiten, die Klängen zu kreuzen.

Der Grund, warum sich Withalm und Kreisky nicht verstanden haben, muss in den versuchten Regierungsbildungsverhandlungen des Jahres 1966 gelegen haben, nachdem die ÖVP bei den Wahlen die absolute Mehrheit errungen hatte. Kreisky wollte damals die Koalition zwischen ÖVP und SPÖ um jeden Preis fortführen, auch wenn er mit dieser Vorstellung am Parteitag wahrscheinlich gar nicht durchgekommen wäre. Jedenfalls erzählte mir der langjährige Salzburger Landeshauptmannstellvertreter Karl Steinocher, dass Kreisky noch ganz am Ende der Verhandlungen einen Versuch unternommen hatte und ziemlich herablassend behandelt worden sein musste. »Und das nie wieder«, sagte er nach dem Scheitern seiner Bemühungen erbost zu Steinocher. Meiner Einschätzung nach war daher Kreisky nach den Wahlen im Jahr 1970 entschlossen, eine Minderheitsregierung zu bilden, auch wenn er noch nicht wusste, ob er die Unterstützung der eigenen Partei haben würde. Denn Kreisky konnte sich nicht sicher sein, ob er die Zustimmung der Partei, vor allem ob er die Zustimmung des ÖGB und Anton Benyas bekommen würde. In dieser Situation ereignete sich etwas, wie ich meine, sehr Spannendes. So wie in der Olah-Krise Karl Waldbrunner als Mastermind der SPÖ dafür war, in Opposition zu gehen, war er es, der Kreisky 1970 darin unterstützte, die Bildung einer Minderheitsregierung zu wagen. Anders kann ich mir nicht vorstellen, dass Benya dem zugestimmt hätte.

HELMUT WOHNOUT: Sie waren ja in die schließlich erfolglosen Koalitionsverhandlungen mit der ÖVP im Jahr 1970 aktiv eingebunden gewesen.

HANNES ANDROSCH: Ja. Karl Pisa und Hans Kronhuber auf der Seite der ÖVP sowie Heinz Fischer und ich auf Seiten der SPÖ haben eine fix und fertige Koalitions-

regierungserklärung ausformuliert gehabt. Sie wurde auch dann so verlesen – aber für eine Alleinregierung, eben die Minderheitsregierung der SPÖ.

HELMUT WOHNOUT: Die Minderheitsregierung 1970 wäre aber nicht möglich gewesen, wenn nicht Kreisky im Gegensatz zu Withalm über eine funktionierende Gesprächsbasis zur FPÖ verfügt hätte.

HANNES ANDROSCH: Genau. Und jetzt komme ich schon zum entscheidenden Punkt: Womit ich glaube, dass Dr. Withalm tragisch gescheitert ist. Er war der starke Mann, er war der »eiserne Hermann«, er war die einflussreichste Persönlichkeit, aber er hat es versäumt, sich eine Option zu schaffen. Die SPÖ mit all ihren Machtkrisen – Stichwort Olah und so weiter, all das muss nicht näher ausgeführt werden – hat sich unabhängig von den jeweils handelnden Personen – das gilt für Olah wie für Pittermann und später auch für Kreisky – in der damaligen FPÖ eine Option geschaffen. Die FPÖ ist von der ÖVP, aber vor allem von Dr. Withalm, herablassend und – insbesondere 1966 triumphalistisch herablassend – behandelt worden, was bei Friedrich Peter einen sehr bitteren Nachgeschmack hinterlassen hat. Das hat er auch immer wieder in privaten Gesprächen anklingen lassen. Das Ergebnis war, dass nur deswegen seitens der SPÖ die Option – Kooperation mit der FPÖ – überhaupt wahrgenommen werden konnte. Zugespitzt würde ich daher sagen, dass die SPÖ Dr. Withalm 30 Jahre Kanzlerschaft verdankt.

Später passiert der SPÖ mit umgekehrten Vorzeichen genau das gleiche. Nun schicke ich voraus, dass die FPÖ eines Jörg Haider nach 1986 nicht die gleiche war, wie sie es unter Friedrich Peter war. Das sei noch fairerweise vorangestellt, aber dennoch war es die kaltschnäuzige Ausgrenzung durch Franz Vranitzky, von der Kreisky selber noch an jenem Montag, der dem FPÖ-Parteitag in Innsbruck folgte, gesagt hat, dass diese Vorgehensweise ein schwerer historischer Fehler sei, mit der man sich einer Option beraubt hätte. Das Ergebnis war, dass Wolfgang Schüssel nach 1999 mit dem schlechtesten Ergebnis, das die ÖVP bis dahin überhaupt erzielt hat, sieben Jahre lang Kanzler werden konnte, weil er – in Unterschied zu Vranitzky, denn Viktor Klima konnte am allerwenigsten etwas dafür, da er ein bitteres Erbe antreten musste – diese Option nicht mehr hatte. Also sozusagen e contrario sehe ich noch eine Bestätigung für diese meine aus den 1960er Jahren herkommende These für die Hintergründe des Zustandekommens der Minderheitsregierung.

HELMUT WOHNOUT: Herr Professor Pisa. An sich ergibt sich aus dem Diskussionsbeitrag von Dr. Androsch automatisch eine Replik. Ich würde sie jedoch gerne auf die Frage der Koalitionsverhandlungen 1966 und 1970 zuspitzen: Es ist sehr interessant, die autobiographischen Bücher Withalms mit den Memoiren Bruno

Kreiskys zu vergleichen. Hermann Withalm schreibt ausführlich über die Gespräche, die er in den Jahren 1966 und 1970 mit Kreisky geführt hat. In einer, ich möchte sagen beinahe schon auffälligen Weise, betont er immer wieder in seinen Erinnerungen, dass es 1966 ernst gemeinte Verhandlungen waren – beinahe so, als wollte er den Vorwurf entkräften, dass er am Bruch der Koalition Schuld gewesen sei. Im Hinblick auf die Ereignisse des Jahres 1970 ist es interessant, dass er immer wieder seine an sich gute Gesprächsbasis zu Kreisky betonte. Seinen Aufzeichnungen ist ein gewisses Unverständnis zu entnehmen, dass es schlussendlich nicht dazu gekommen ist. Man gewinnt zumindest den Eindruck, dass er 1970 zu einem gewissen Zeitpunkt offenbar ernsthaft mit einem positiven Abschluss der Koalitionsverhandlungen mit der SPÖ gerechnet hat. Im Gegensatz dazu erwähnt Kreisky in seinen Memoiren die Koalitionsverhandlungen, die er im März/April 1970 mit Withalm geführt hat, mit keinem einzigen Wort. Vielmehr klingt in zwei vorangegangenen Passagen seine Verbitterung über das Verhalten Withalms aus dem Jahr 1966 durch. Während sich Withalm bei allen Gegensätzlichkeiten in seinen Büchern doch Kreisky gegenüber respektvoll äußert, sucht man eine korrespondierende Passage in den Kreisky-Memoiren vergeblich.

KARL PISA: Bevor ich näher darauf eingehe, möchte ich kurz auf die Feststellung von Herrn Dr. Androsch über Machtpolitik und Optionen eingehen. Machtpolitik ist an sich nichts Schlechtes, man muss es eben nur können. Was das Thema des Umgangs mit der FPÖ betrifft, so hat dieses eine lange Vorgeschichte. Schon Julius Raab wollte 1953 den VdU in eine von ihm beabsichtigte Dreierkoalition mit hineinnehmen, was damals jedoch vom sozialistischen Bundespräsidenten verhindert wurde. Bei den Bundespräsidentenwahlen 1957 haben wir einen gemeinsamen Kandidaten, Professor Wolfgang Denk aufgestellt, was sich allerdings als keine glückliche Wahl erwiesen hat. Natürlich war auch das Thema Wahlrecht immer schon virulent, die ÖVP hat die FPÖ ja immer auf irgendeine konkrete Lösung warten lassen. Das war sicherlich einer der Gründe für die Entwicklung der folgenden Jahre. Man darf auch nicht vergessen, dass die Option einer Zusammenarbeit – übrigens weit über die Ära Klaus/Withalm hinaus – zumindest innerparteilich wiederholt diskutiert wurde, auch wenn man sich nicht dazu durchringen konnte.

Nun zu der Frage der Jahre 1966/70: Die ÖVP hat bewusst im Wahlkampf 1966 nicht von einer »absoluten Mehrheit«, sondern von einer »klaren Mehrheit« gesprochen. Die ÖVP hatte die Absicht, wieder eine – nunmehr erneuerte – Koalitionsregierung einzugehen. Ich bin davon überzeugt, dass die Verhandlungen ernst gemeint waren. Das Dilemma dieser Verhandlungen lag in der Frage des Umgangs mit der absoluten Mehrheit. Im Falle einer Blockade, was in der großen Koalition lange Zeit Usus war, hätte die ÖVP auch alleine entscheiden können. Ich habe ein

gewisses Verständnis dafür, dass die SPÖ das Experiment einer Koalition mit der ÖVP nicht gewagt hat, weil damit zu rechnen war, dass die absolute Mehrheit gegen sie hätte eingesetzt werden können. Vielleicht wollte man die ÖVP in dieser schwierigen Zeit auch alleine regieren lassen. Damals herrschte eine Rezession, es gab viele aufgeschobene Probleme, es herrschte ein riesiger Reformstau. Die SPÖ hat sich wahrscheinlich einiges davon versprochen, aus der Opposition heraus Chancen wahrnehmen zu können.

Für 1970 sehe ich die Situation schon etwas anders. Da ist ja mittlerweile bekannt, dass Kreisky schon in der Wahlnacht über die Option einer »kleinen Koalition« verfügt hat. Es sind natürlich ernsthafte Verhandlungen geführt worden bis hin zur Erarbeitung einer gemeinsamen Regierungserklärung, wie bereits erwähnt wurde. Die SPÖ hat damals immer wieder auf rasche Verhandlungen gedrängt. Wenn hier auch von Macht die Rede ist, muss man freilich anmerken, dass sich diese nicht an der Anzahl der Ministerien, sondern mehr noch an deren finanziellem und personellem Gewicht bemisst. In dieser Hinsicht war das Angebot der SPÖ an die ÖVP damals unzureichend.

HELMUT WOHNOUT: Ich möchte meine vorherige Frage noch einmal zuspitzen: Withalm hat ja von der Vereinbarung zwischen Kreisky und Peter in der Nacht des 1. März 1970 zu dem Zeitpunkt der Verhandlungen mit Kreisky nichts gewusst. Hat er zu einem gewissen Zeitpunkt im März/April 1970 verfrüht mit einem positiven Abschluss der Koalitionsverhandlungen mit der SPÖ kalkuliert?

KARL PISA: Vorübergehend schon. Obwohl man sich auf den Slogan des FPÖ-Wahlplakats »Kein roter Bundeskanzler« nicht verlassen konnte.

Ich möchte auch noch einmal auf das Jahr 1966 zurückgreifen. Als Pittermann anrief, um das Abstimmungsergebnis der SPÖ mitzuteilen, wonach sie sich dazu entschlossen hatte, die Verhandlungen abubrechen und nicht in eine Regierung einzutreten, war ich im Kanzlerzimmer in der Kärntner Straße mit dabei. In der ÖVP – das kann ich bestätigen – war man davon vollkommen überrascht. Praktisch über Nacht mussten wir uns überlegen, wie die Regierungserklärung und auch die Regierungsmannschaft der ÖVP aussehen sollten. Diese wurde, wenn ich etwas salopp formulieren darf, recht übereilt wie eine Marschkompanie bei Kriegsende zusammengestellt, weil man eben nicht darauf gefasst war, plötzlich die ganze Regierungsmannschaft stellen zu müssen. Aber das Dilemma, das kann ich nur noch einmal wiederholen, lag freilich im Gebrauch der absoluten Mehrheit. Nun war sie endlich errungen und dann hätte sie nicht angewendet werden dürfen?

HANNES ANDROSCH: Herr Professor Pisa, rein arithmetisch hat die ÖVP 1966 die absolute Mehrheit erhalten. Aber nicht, weil sie sie gewonnen, sondern weil die SPÖ massiv verloren hat. Diesen Interpretationsunterschied haben weder Klaus noch Withalm gemacht. Wenn Sie jedoch nur die absoluten Zahlen der Wähler ansehen, dann hat im Jahr 1970 Kreisky gewonnen. Das mag ein qualitativer Unterschied sein, aber ich möchte darauf aufmerksam machen, dass dieser nicht zu unterschätzen ist.

HERIBERT STEINBAUER: Ich glaube, man muss sich bei der FPÖ auch immer ihre Verfasstheit und ihre damalige Schichtung in Erinnerung rufen – die FPÖ eines Friedrich Peter war eine andere, als die FPÖ eines Jörg Haider. Auch dem jeweiligen Nahe- oder Fernverhalten zu ÖVP oder auch SPÖ, zur Bereitschaft, mit der einen oder der anderen Partei ein Regierungsbündnis einzugehen, ist Rechnung zu tragen. Die FPÖ war eine Option, die damals – wir reden ja noch von der Zeit vor den Grünen – entweder die SPÖ oder die ÖVP wahrnehmen konnten. Ich meine, dass Kreisky hier einfach schneller oder vielleicht auch besser verhandelt hat. Die Situation ist möglicherweise auch mit jener der FDP in Deutschland vergleichbar, die in Koalitionsfragen sehr anpassungsfähig war und einmal eher rechts, dann eher in der Mitte stand.

HELMUT WOHNOUT: Ich möchte noch einmal eine Ergänzungsfrage an Sie, Herr Professor Pisa, richten. Dr. Androsch hat das bereits angeschnitten: Die ÖVP ist im Jahr 1966, in der Stunde des Triumphs, mit der FPÖ eher hochmütig umgegangen, vor allem auch im Hinblick auf die Person Friedrich Peters. War das Verhältnis Ihrer Wahrnehmung nach wirklich bis 1970 atmosphärisch gestört? War das auch eine der Ursachen, warum nicht nur im März 1970, sondern in weiterer Folge trotz der Versuche beider Gruppen in der ÖVP, also sowohl der Schleinzer-Gruppe als auch von Withalm selber, kein wirkliches Gespräch mit der FPÖ zustande gekommen ist? Oder war es wirklich bloß der Umstand, dass Kreisky in der Wahlnacht, wie Heribert Steinbauer eben gemeint hat, einfach der Schnellere gewesen ist?

KARL PISA: Ich habe bereits in meinem Referat darauf hingewiesen, dass der Wähler ja bekanntlich das Wahlergebnis nicht genau dosieren kann. Die Wähler waren 1966 beinahe schockiert darüber, dass sie der ÖVP die absolute Mehrheit gegeben haben, wo es doch nur eine relative hätte sein sollen. Noch schockierender war jedoch, dass dies zu einer Einparteien-Regierung geführt hat. Die ÖVP, davon bin ich überzeugt, hätte realisieren müssen, dass sie sich diese absolute Mehrheit eigentlich erst noch hätte verdienen müssen. Diese hat sie – da stimme ich völlig zu – weitgehend den Fehlern der SPÖ, die allerdings von der ÖVP nicht ungeschickt

ausgenutzt worden waren, zu verdanken gehabt. Diese Fehleinschätzung hat sicherlich zu einem gewissen Hochmut geführt, der sich natürlich auch gegenüber dem kleineren und im Augenblick nicht benötigten potenziellen Regierungspartner FPÖ geäußert hat. Gerade bei Klaus haben auch rein atmosphärische Dinge eine große Rolle gespielt, das hat dann auch zu seinem Verhalten in der Wahlnacht 1970 mit beigetragen.

HANNES ANDROSCH: Ich möchte noch zur Entwicklung der Vorgeschichte auf etwas aufmerksam machen. Im Jahr 1963 hat die Habsburgerfrage eine aus meiner Sicht unangemessene – jedenfalls ergibt sich das aus dem Rückblick, wobei ich diese Einschätzung schon damals getroffen habe – Bedeutung zu spielen begonnen, wobei die Motivation der beiden Parteien unterschiedlich war. Der – wie es Nennung formulierte – »Habsburg-Kannibalismus« war ein Ablenkungsmanöver von der schon schwelenden Führungskrise, als das bekannte Erkenntnis des Verwaltungsgerichtshofes kam und für Aufregung sorgte. Auch auf dem Parteitag der SPÖ in den Sofiensälen wurde das Thema kurz darauf natürlich ausgeschlachtet, auch hier in ablenkender Funktion. Umgekehrt hat besonders Dr. Withalm aus dem Thema – vielleicht aus Prinzipientreue, wenn Sie so wollen, aber jedenfalls für ihn nicht hilfreich – eine Fahnenfrage der ÖVP gemacht. Das hat schon damals zur Annäherung der SPÖ an die FPÖ beigetragen, neben allen Kontakten, die etwa Pittermann oder Olah hatten, oder jenen, die Kreisky geschaffen hat, etwa im Zusammenhang mit den Südtirol-Verhandlungen vor der UNO, im Zuge derer er auch Abgeordnete der FPÖ in die österreichische Delegation mit einbezog. Im Juli fand dies in der Abstimmung über den Entschließungsantrag in der Causa Habsburg mit der erstmaligen SPÖ-FPÖ-Mehrheit seinen Niederschlag. Dazu kam, dass die SPÖ 1964 auf eine Funktion, die ihr schon seit sehr langer Zeit zugestanden ist, verzichtet hat und in der Person des Dr. Jörg Kandutsch der FPÖ das Amt des Rechnungshofpräsidenten überließ.

Es war also nicht nur eine Frage der Geschwindigkeit in der Wahlnacht. Eines trifft aber sicherlich zu: FPÖ-Obmann Peter ist nach dem für die FPÖ enttäuschenden Ergebnis vom 1. März 1970 mit seinen Vertrauten, FPÖ-Bundesgeschäftsführer Hans Bogner und Abgeordneten Gustav Zeillinger tief deprimiert im Wiener Innenstadtlokal *Zu den Drei Husaren* gesessen und erhält plötzlich die Nachricht, ob er nicht noch in die Löwelstraße kommen wolle. In gespenstischer Weise findet dann nach Mitternacht dieses spielentscheidende Gespräch statt und Kreisky kann Peter davon abhalten, am darauffolgenden Donnerstag im Parteivorstand seine Funktion zurückzulegen.

Zusammengefasst: Die Geschwindigkeit war das eine, aber die Vorbereitungszeit dafür hat viele Jahre in Anspruch genommen.

HELMUT WOHNOUT: Herr Dr. Androsch, nun zu einer ganz anderen Frage: Sie waren 1966 Referent im Parlamentsklub der SPÖ, zuständig hauptsächlich für wirtschaftliche Angelegenheiten. Wie ist nach Ihrem Empfinden damals die ÖVP mit ihrer absoluten Mehrheit umgegangen? War es ein – auch so, wie das Withalm selber in seinen Büchern für sich in Anspruch nimmt – verantwortungsvoller Umgang mit der absoluten Mehrheit? Sie haben selbst darauf hingewiesen, dass Hermann Withalm mit seinem damaligen Vis-à-vis als Klubobmann, Bruno Pittermann, sehr rasch zu einer offensichtlich sehr guten und sachlichen Gesprächsbasis gefunden hat. Umgekehrt ist in diesen vier Jahren als Folge einer Einparteienregierung, der eine starke Oppositionspartei gegenüberstand – das ist ja auch in den stenografischen Protokollen des Nationalrates nachlesbar – die Atmosphäre auf der parlamentarischen Bühne um einiges rauer geworden. Die SPÖ hat also Oppositionspolitik in einem Ausmaß betrieben, wie man es in der Zweiten Republik davor nicht gekannt hatte.

HANNES ANDROSCH: Natürlich hat sich das Leben im Parlament nach 1966 wesentlich von den vorangegangenen Jahren unterschieden, das Parlament der großen Koalition war eine Notariatsveranstaltung. Das war nach Bildung der ÖVP-Alleinregierung schon nicht mehr der Fall. Zwischen den Mitgliedern des damaligen Nationalrates kam es während der Plenarsitzungen zu heftigen Auseinandersetzungen. Die Fragestunde bekam eine ganz andere Bedeutung, die Zeitungen haben ungleich mehr berichtet. Für den Parlamentarismus, jetzt einmal von allem anderen abgesehen, war das durchaus eine belebende Phase und für einen jungen Abgeordneten – ich war 1966 Kandidat und bin im Oktober 1967 durch Nachrückung Mitglied des Hohen Hauses geworden – war das natürlich eine faszinierende und spannende Zeit. Auch dass sich die Kräfte gerieben haben, hat Österreich nicht zum Schaden gereicht und war demokratiepolitisch alleine schon deswegen keine schlechte Zeit. Wenn man eine faire Beurteilung der Alleinregierung Klaus abzugeben versucht, so habe ich durchaus Verständnis für die Haltung von Dr. Portisch, der meint, sie sei besser als ihr Ruf gewesen, was auch manche Beispiele belegen. Sie hat etwa die Rundfunkreform umgesetzt, die in weiterer Folge Kreisky, Gratz und Androsch genützt hat, weil sie sie zu nutzen vermochten, wozu Klaus, Withalm und die anderen »steifen Typen« ungleich weniger in der Lage waren. Das sind ironische Wege des Schicksals, die man in der Geschichte immer wieder antrifft.

Die Regierung hat etwa auch die Reform der Verstaatlichten durchgeführt, um ein anderes weitreichendes Beispiel zu nennen. Nach außen hin hat sie aber ein unglückliches, kakophonisches Erscheinungsbild abgegeben. Innerhalb der ÖVP ist gestritten worden, dass die Fetzen flogen, wie man so sagt. Es ist sicherlich eine Untertreibung zu sagen, dass das für die Opposition ein gefundenes Fressen

war. Wir haben auch einmal den falschen ÖVP-Politiker ins Parlament zitiert. Der eine war Staatssekretär und Ökonomieprofessor, der andere – aus der Steiermark – ebenfalls Professor, aber ein Volkskundler. Beide hießen übrigens Koren. Ein anderes Mal habe ich vom Rednerpult aus noch als letzter Redner bei den parlamentarischen Budgetberatungen zum Kapitel »Handel zur Integration« den Handelsminister Mitterer »aufklopfen« können, nachdem ich ihn vorher schon bis zur Zornesröte gereizt hatte. Ich war noch im Besitz eines Briefes, eines Irrläufers, der ganz sicher nicht für das Plenum des Nationalrats bestimmt war und den ich aus der Tasche gezogen habe. Solche Schmankerl sind damals eben passiert.

Diese Situation hat ja auch dazu geführt, die Regierung während der Legislaturperiode umzubilden. Withalm hat einerseits versucht, zu retten, was noch zu retten war. Neben dem Amt als Generalsekretär und der 1966 übernommenen Funktion als Klubobmann wurde er auch noch Vizekanzler, was vielleicht vom Standpunkt der Gewaltentrennung aus schon eine etwas seltsame Mischung war, aber – Figaro dort! Figaro da! Figaro hier! Figaro da! Es hat nichts mehr geholfen. Gleichzeitig hat Klaus von der Hofübergabe gesprochen, hat sie aber nicht stattfinden lassen. Ob es noch etwas geholfen hätte, wenn Withalm Klaus abgelöst hätte, das wage ich nicht zu beurteilen, aber die Diskussion über das Thema selbst war natürlich auch nicht besonders geeignet, ein konsistentes Erscheinungsbild der Regierung zu bieten. Und natürlich hat die Opposition das in unterschiedlichen Variationen – Pittermann und Waldbrunner und wir Jungen auf parlamentarischer Ebene und Kreisky draußen am Land – rundum geschickt genutzt. Wir hatten auch ein wenig den Rückenwind des Zeitgeistes und haben ihn – wie gesagt – genutzt.

Die objektive Leistung der Alleinregierung würde ich – mit oder ohne Einschränkungen – anerkennen. Im inkonsistenten Erscheinungsbild war es natürlich genau das Gegenteil. Ein an sich unbedeutendes Beispiel, das ich anführen möchte, belegt das. Bundeskanzler Klaus wollte ein Bundesministeriengesetz beschließen, um die Kompetenzen zu klären, eine Art Organisationsgesetz für die Regierung. Ich habe nie verstanden, warum er das braucht, aber bitte. Er hat es aber nicht zustande gebracht. Es muss Streitereien gegeben haben, man kann das heute noch nachlesen, etwas was Mitterer und was andere wollten – alles ziemlicher Humbug. Klaus musste – nolens volens – seine Pläne ad acta legen. Kreisky war es 1970 ein Anliegen zu beweisen, dass er kann, was Klaus nicht zustande gebracht hatte. Wir haben – innerhalb kurzer Zeit – ein Ministeriengesetz gehabt und es hat darüber keinen Streit gegeben. Ob sich da wirklich etwas geändert hat oder nicht, darüber kann man reden. Ich habe zum Beispiel die Doppelbesteuerungskompetenz, was mich geärgert hat, an das Außenamt abtreten müssen, um sie später in einem Ministeriumsübereinkommen wieder zurückzubekommen. Also so viel zu der Bedeutung dieses Gesetzes. Aber es ist ein Beispiel dafür, wo man in einem Fall dieses meiner Meinung

nach unnötige Organisationsgesetz zu einem Riesen-Pallawatsch werden lässt und ein nicht sehr attraktives, inkonsistentes und zerstrittenes Erscheinungsbild liefert für eine Sache, die es gar nicht wert war. Im anderen Fall, wo Teamgeist oder Disziplin herrschen, oder was ich immer sage, in Herrgott's Namen, haben wir also ein Ministeriumsgesetz und dann ärgere ich mich, dass ich Kompetenzen abtreten musste, auch wenn ich sie mir wieder zurückgeholt habe und, um es einmal ein bisschen salopper zu formulieren, dem Dreck eine Watschen gegeben habe. Auch an diesem nicht wirklich bedeutenden Beispiel, glaube ich, kann man ganz gut wesentliche Unterschiede ablesen, wie sich die Regierung dargestellt hat.

Ein anderes Beispiel: Das am 7. Dezember 1968 zwischen Regierung und Opposition abgeschlossene damals sogenannte Krampus-Abkommen. Es ging um die Verlängerung der mit Verfassungsrang ausgestatteten Landwirtschaftsgesetze. Und da benötigte man eben partout die SPÖ, die sich die Zustimmung wohlfeil hat abkaufen lassen. Für die ÖVP verhandelten Hermann Withalm, Alfred Maleta, Verkehrsminister Ludwig Weiß und Josef Taus. Bei uns waren es Bruno Pittermann – nicht Kreisky – Karl Waldbrunner, Anton Benya und, ich glaube, Adolf Czettel. Die SPÖ konnte von der Oppositionsbank aus einen für sie wichtigen Bereich heraus verhandeln. Dr. Taus, den ich gestern, als ich diese Sache nachrecherchiert habe, kontaktierte, hat zu mir gesagt: »Ich meine, inhaltlich war es in Ordnung, aber die Außenwirkung war eine Katastrophe.« Ich füge seiner Einschätzung nichts weiter hinzu.

HERIBERT STEINBAUER: Wenn man über den Parlamentarismus der Jahre der absoluten ÖVP-Mehrheit spricht, so ist es wichtig, einen Blick auf die personelle Zusammensetzung des ÖVP-Klubs der Jahre 1966 bis 1970 zu werfen, dem Hermann Withalm vorstand. Darunter befanden sich natürlich auch viele »steife Typen«, um den zuvor gebrauchten Begriff zu paraphrasieren, unter denen sich Honoratioren befanden, die zwar über viele Fähigkeiten verfügten, die aber nicht für Kampfabstimmungen gegen eine wild angreifende Opposition gewappnet waren. Zweitens glaube ich, dass es ein Urgesetz der Sozialdemokratie ist, dass sie auch nach einer langen Regierungsbeteiligung immer eher als andere Parteien zur Oppositionsfähigkeit zurückfindet. Die Sozialdemokraten haben seit ihrer Gründung einen Existenzkampf geführt, das heißt, sie waren viel oppositionsfester als die, sage ich jetzt – obwohl ich den Ausdruck nicht sehr gern verwende – bürgerliche Regierungspartei. Noch viel schlimmer war es, als wir in Opposition waren, wozu wir anfangs fast noch gar nicht fähig waren. Ich glaube, dass es hier auch erst zu einem Generationswechsel kommen musste und dass erst eine Änderung der Sichtweisen durch die nächste Generation Platz greifen musste.

Wenn Withalm als Klubobmann manchmal vorgeworfen wurde, zu hart gewesen zu sein, dann muss man folgendes feststellen: Wenn sie bei einer mit wenigen

Mandaten abgesicherten absoluten Mehrheit eine Abstimmung gewinnen wollen, müssen sie als Klubobmann die Anwesenheit ihrer Abgeordneten sicherstellen. Irgendwann einmal, hat man mir erzählt, ist ein Zug in St. Pölten aufgehalten worden, weil ein Abgeordneter gemeint hatte, er könne nachhause fahren, ohne mit dem Klubobmann abzuklären, ob dies in der gegebenen Situation möglich sei. Und genau diese Stimme hat dann gefehlt. In der Zwischenzeit musste im Parlament eben bis zur Rückkehr des Abgeordneten weitergeredet werden. Das sind sicher Gesetzmäßigkeiten des Parlamentarismus, die man berücksichtigen muss. Diese Bürde lag auf den Schultern des Klubobmannes, denn alles hat der Klubdirektor Smekal nicht alleine im Griff gehabt.

HELMUT WOHNOUT: Herr Professor Pisa, ich würde gerne die Frage, die ich vorher Dr. Androsch gestellt habe, seitenverkehrt an Sie richten. Sie haben ja ab dem Jänner 1968 – ich setze das jetzt unter Anführungszeichen – das »Vergnügen« gehabt, diese Oppositionspolitik der SPÖ am eigenen Leib zu verspüren. Als Staatssekretär ist man bekanntlich immer in besonderer Weise auch derjenige, der die Attacken gerade in Form von dringlichen Anfragen und vergleichbaren parlamentarischen Instrumentarien, die von der Opposition angewandt werden, abwehren muss. Wie haben Sie dieses parlamentarische Wechselspiel ab 1966 erlebt, gerade auch unter dem Aspekt, den Heribert Steinbauer zuletzt im Hinblick auf die ÖVP und auf den ÖVP-Parlamentsklub releviert hat?

KARL PISA: Ja, dass das eine undankbare Aufgabe war, bedarf keines Beweises. Was Herr Dr. Androsch erwähnt hat, dass die ÖVP sich selber Schwierigkeiten bereitet hat, habe ich als Staatssekretär im Bundeskanzleramt in meiner Funktion leidvoll erlebt. Es fielen ja damals die wichtigsten Entscheidungen nicht unbedingt in den Ministerratssitzungen der Alleinregierung, sondern in der sogenannten Ministerratsvorbesprechung, wo auch die innerparteilich maßgebenden Bünde-Obmänner mit dabei waren. Ich hatte damals immer das zweifelhafte Vergnügen, den Journalisten erklären zu müssen, warum eine Einparteienregierung eine Regierungsvorlage wieder von der Tagesordnung absetzt, weil man angenommen hat, dass eine Alleinregierung doch Einigkeit erzielen müsse. Es hat sich aber immer wieder gezeigt, dass diese Einigkeit schon in der Ministerratsvorbesprechung nicht erzielt werden konnte. Das Match war auch von vornherein falsch angelegt, weil sich Kreisky über die Medien bestens verkauft hat und die Vorstellung, dass jetzt ein für Information zuständiger Staatssekretär allfällige Kakophonien der eigenen Partei – es ist damals ja auch das Wort von der Koalition der Bünde aufgekommen – irgendwie unter den Tisch kehren kann, hat sich als falsch erwiesen. So wurde mir vom Bundeskanzler die »ehrenvolle« Aufgabe übertragen, verlorene Landtags-

wahlen, allfallige Spionagefälle oder ähnlich unerfreuliche Ereignisse zu kommentieren.

Zur Frage, wie es im Parlament ausgesehen hat, kann ich nur sagen: Natürlich erfolgte im Vergleich zur Zeit der großen Koalition eine Belebung der Demokratie. Die SPÖ hat eine blendende Oppositionspolitik gemacht, vor allem auch in dem Sinn, dass sie in der Lage war, sprichwörtlich aus Mücken Elefanten zu machen. Es gab ja dringliche Anfragen zu Hitler-Briefmarken, zu Waldheim-Speditionsrechnungen, manchmal natürlich auch mich betreffend. Die SPÖ verfügte über prominente und ausgezeichnete Redner, das muss man auch einbekennen: Nicht nur Pittermann hat damals gesprochen, sondern auch Gratz, Broda und andere. Also die von der SPÖ inszenierte Taktik, dieser Einparteienregierung auf die Schliche zu kommen, weil sie irgendwas Unrechtes getan haben soll oder ihr nachzuweisen, dass sie unter ihrer eigenen Uneinigkeit leide, war zweifellos erfolgreich. Wenn man heutzutage wieder damit beginnt, über das Mehrheitswahlrecht zu diskutieren, muss man auch wissen, dass es im Parlament unter diesen Bedingungen sehr lebhaft zugehen kann.

HELMUT WOHNOUT: Ich möchte gerne zum Persönlichkeitsbild Hermann Withalms zurückkehren. Was war signifikant an Withalm, worin liegt das Bleibende, das er als Politiker hinterlassen hat?

HANNES ANDROSCH: Ich habe bereits erwähnt, dass Dr. Withalm eine außerordentliche Persönlichkeit war. Integer, wortgewaltig, rhetorisch geschickt, immer gut vorbereitet. Meiner Einschätzung nach war er in den 1960er Jahren die einflussreichste Persönlichkeit in der ÖVP, auch wenn er mit ungleich weniger Gewicht ausgestattet und ungleich weniger wirkungsmächtig war als vor ihm Raab. Rund um 1960 gehen die heroischen Jahre der Nachkriegszeit und des Wiederaufbaus zu Ende und es kommt auch zu einem Wechsel an der Spitze der Parteien, wenn auch nicht genau zur gleichen Zeit: Pittermann kommt auf Seiten der SPÖ, Gorbach und eben ganz wesentlich Dr. Withalm in der ÖVP.

Parallel dazu hat natürlich auch ein massiver Strukturwandel stattgefunden. Die Anzahl der landwirtschaftlichen Bevölkerung ist ebenso wie die der Kleingewerbetreibenden zurückgegangen. Währenddessen hat sich der Anteil in der Industriearbeiterschaft erhöht, auch wenn diese ihren strukturgewandelten Höhepunkt schon längst hinter sich gelassen hatte. Das spürte die SPÖ und das war auch daran zu erkennen, wer stimmungsmäßig in die Gemeindebauten eindringen konnte, ob man das nun gutheißt oder nicht.

Aber lassen Sie mich zum Thema der Diskussion zurückkommen. Ich möchte gerne eine Episode aus dem Jahr 1968 herausgreifen, die meines Erachtens die Per-

sönlichkeit Hermann Withalms gut charakterisiert: Im Zusammenhang mit dem Paukenschlag von Koren hat es einige Turbulenzen gegeben. Dieser verlangte Steuererhöhungen und allerlei mehr, eine richtige Zäsur inmitten der Legislaturperiode. Plötzlich kommt Bundeskanzler Klaus auf die populistische Idee, die Politikerbezüge zu besteuern. Eine populistische Gepflogenheit, die sein Nachfolger zu perfektionieren versuchte, wenn auch zu seinem eigenen Schaden, aber das ist eine andere Geschichte. Auch ich habe das für einen Unfug gehalten, weil die Frage eine andere ist, nämlich die, wie man die Rolle eines Abgeordneten versteht, aber sei es wie es sei. Withalm hat damals unmissverständlich gesagt, das komme für ihn nicht in Frage, da lege er eher seine politischen Ämter nieder. Das charakterisiert den Mann. Er hatte Kanten, er hatte Haltung, wenn sie auch vielleicht aus populistischer Sicht in diesem Fall die falschen gewesen sein mögen. Ich hatte eine gewisse Hassliebe zu ihm, beziehungsweise auf den Artikel in den *Salzburger Nachrichten*.

Er hat anderen gegenüber strengere Maßstäbe angelegt als bei sich selbst. Aber diese Asymmetrie ist ja kein Einzelfall, dies zeichnet uns ja irgendwo alle aus, also will ich damit nicht zu sehr ins Gericht gehen. Da gibt es eine Rede im Parlament, die an mich gerichtet war, genauso wie er mir in einem seiner Bücher zu einer Budgetrede Dinge gewidmet hat, wozu ich nur sagen kann, dass er meine Position nie verstanden hat. Auch zu Zeiten größerer Auffassungsunterschiede hat mich mein Kanzler noch besser verstanden. Aber das sei nur am Rande bemerkt.

KARL PISA: Ein Stichwort möchte ich noch aufgreifen, das im Laufe des Gesprächs genannt worden ist, und zwar jenes der Hassliebe. Ich würde sagen, dass Politiker damals auf zwei Ebenen miteinander Umgang gepflegt haben. Sie waren in der Lage, sich ihre divergierenden Standpunkte nicht etwa nur über die Medien, sondern auch hier im Parlament, oft noch sehr stark von einer weltanschaulichen Position her geprägt, auszurichten. Gleichzeitig waren sie jedoch in der Lage, auf privater Ebene einen relativ entspannten Umgang zu pflegen. Das gab es sicherlich zwischen Kreisky und Withalm noch zu der Zeit, in der beide als Staatssekretäre mit der Abwicklung des Deutschen Eigentums betraut waren. Auch zwischen Pittermann und Withalm gab es überraschenderweise diese Form des Umgangs. Wenn sie sich aus dem Urlaub Karten geschrieben haben, geschah das in entspannter Atmosphäre und zum Teil auf humorvolle Art und Weise. Diese zweite Ebene, auf der man eher vertraulich unter vier Augen geredet hat, die erscheint mir später etwas abhanden gekommen zu sein. Man weiß scheinbar nicht immer, dass man sich auch telefonisch etwas ausrichten kann, oder dass man sich zu einem Gespräch zusammensetzen kann. Es muss ja nicht ein Wein sein, es genügt ein Kaffee. Man muss sich nicht alles über die Medien ausrichten, was ja bekanntlich zu einer Eskalation der Situation führen kann und was ja auch für Innenpolitik-Journalisten be-

quem ist, die fragen: »Dieser und jener hat das über Sie gesagt. Was sagen Sie über ihn?« Mit dieser Art von Pingpong-Spiel können die Medien ganz gut leben.

HELMUT WOHNOUT: Sie haben, Herr Steinbauer, Withalm schon in seiner Zeit als Generalsekretär in den 1960er Jahren kennen gelernt und sind dann nach einer beruflichen Zwischenstation als ORF-Generalsekretär im Jahr 1970, zu einer Zeit, als Withalm Parteiobmann war, in die ÖVP-Bundesparteileitung zurückgekehrt. Es war für die ÖVP keine einfache Zeit, das ist schon mehrfach gesagt worden. Von einer Aufbruchsstimmung war damals nichts zu spüren. Wie war das damals mit dem Parteiobmann Withalm, der retrospektiv selbst schreibt, er wusste, dass er eigentlich am Ende seiner politischen Laufbahn gestanden ist?

HERIBERT STEINBAUER: Zwei Dinge sind mir bei der näheren Beschäftigung mit der Person Withalms klar geworden. Erstens: Es gibt wenige politische Führungspersönlichkeiten, die die Dinge so rasch und so präzise auf den Punkt gebracht haben wie Hermann Withalm. Das hat oft in Verhandlungen nicht genutzt, aber es war am Tisch, was Withalm zu einem Thema denkt, fordert etc. Auch im privaten Bereich oder im Arbeitsverhältnis war es nicht anders.

Zweitens: Mir ist auch zunehmend klar geworden, dass die Generation Withalm-Schleinzer, die noch Anfang der 1970er Jahre Führungspositionen inne hatte, auch eine Outgoing-Generation war. Sie ist dann von der nachfolgenden Generation eines Androsch, Busek, Taus, Gratz und anderen abgelöst worden. Aber ich glaube, dass der Wert von Withalm auch darin begründet lag, einer Generation angehört zu haben, in der Politik noch mit einem hohen Maß an Handschlagqualität betrieben worden ist. Ich kann mich noch daran erinnern, wie die erste politische Nachkriegsgeneration, die ich vage erlebt habe, ge- und verhandelt hat. Da hat man sich beinahe darauf verlassen können, was vereinbart wurde. Das Wort hat gegolten. Dann ist die Verschriftlichung gekommen, die später von der juristisch abgesicherten Verschriftlichung als Ausdruck eines neuen Politikverständnisses abgelöst wurde. Im Verhältnis zum politischen Partner agiert man dann anders, man ist weniger gelöst, hat jedes Mal den Buchstaben des Dokuments im Kopf oder sollte es besser im Tresor liegen haben. Der Umgang ist einfach ein anderer. Ich sage es vielleicht vereinfachend, aber dieser Umgang hat sich seit den 1960er und beginnenden 1970er Jahren stark verändert. Diese beginnende Veränderung der politischen Umgangsformen fiel mit jenem Zeitpunkt zusammen, zu dem Withalm auch die Chance seines Lebens gehabt hätte – er ist immerhin Parteiobmann geworden, aber er hat diese Aufgabe nicht mehr mit vollem Elan betrieben. Dieses Amt hat ihn, so glaube ich, nicht mehr wirklich gereizt. Ich will nicht abschätzig klingen, aber er hat – sagen wir es offen – bereits aufgegeben gehabt.

HELMUT WOHNOUT: Inwieweit hat sich diese von Ihnen beschriebene Haltung im konkreten Arbeitsverhältnis mit Withalm bemerkbar gemacht? Sie sind, wie bereits erwähnt, nach der Wahlniederlage 1970 als Generalsekretär-Stellvertreter in die ÖVP-Parteizentrale in der Kärntner Straße zurückgekehrt, wo Sie bereits in den 1960er Jahren vor Ihrem Wechsel zum ORF tätig waren.

HERIBERT STEINBAUER: Es war klassisch. Also, ich fange an einem Montag im September 1970 meinen Dienst als Generalsekretär-Stellvertreter Nummer zwei neben Pisa an, werde natürlich zu Withalm, dem Parteiobmann, geleitet. Der meint gütig, dass wir am Mittwoch essen gehen könnten und ich dürfe mit ihm dann bei der Statue der Elisabeth im Sacher reden. Kaum dass wir uns gesetzt hatten, er war immerhin der amtierende Parteiobmann, beugt er sich zu mir und sagt: »Sag mir, wie kann man denn in Tagen wie diesen zur ÖVP gehen?« Und das war der Parteiobmann. Ich weiß bis heute nicht, ob es nur seine Direktheit war oder ein schlaues Abklopfen, was meine Motive für den Wechsel vom ORF zur in einer schwierigen Situation befindlichen Oppositions-ÖVP anbelangt. Aber dies war sicher auch eine der Stärken von Withalm. Er konnte die Dinge mit wenigen Sätzen auf den Punkt bringen und einen so aus der Reserve locken.

HELMUT WOHNOUT: Wie haben Sie, Herr Dr. Androsch, von der Warte des politischen Gegners aus, Withalm in den 1970er Jahren erlebt, insbesondere nach dem politischen Rollentausch des Jahres 1970?

HANNES ANDROSCH: Wir haben, glaube ich, mehrere zehntausend Personen in Österreich, die in der einen oder anderen Funktion politisch tätig sind. Nur ein kleinerer Teil ist einflussreich und die wenigsten sind wirkungsmächtig. Wenn Withalm etwas Nachhaltiges hinterlassen hat, dann war es sozusagen eine Inversion, eine Umkehrung der machtpolitischen Verhältnisse, auf die wir schon näher eingegangen sind.

Das Tragische ist, dass sich die Granden der eigenen Partei, die Landeshauptleute, 1974 gegen seine Kandidatur zum Amt des Bundespräsidenten stellten. Er war schon darauf eingestellt, man erinnere sich an die Bilder, als man sich von Jonas im Parlament verabschiedete und er schon als Quasi-Kandidat kondolierte, als die Plakate im größten Format schon gedruckt waren. Ich glaube aber nicht, dass er die Wahl gewonnen hätte, dazu war der Zeitgeist ein ganz anderer. Das ist, glaube ich, auch ein wichtiger Punkt, denn er war noch zu sehr in der Zwischenkriegszeit verwurzelt. Die 1960er Jahre waren ein unruhiges Jahrzehnt voller Umbrüche: Vietnamkrieg, 68er-Bewegung, die Ermordung von John F. Kennedy und Robert F. Kennedy, auch von Martin Luther King, der Prager Frühling und vieles andere mehr. Withalms Position,

mit allem Respekt für diese, entsprach ungleich weniger dem Zeitgeist als das, was der damals gesunde Kreisky geschickt aufzunehmen verstand, zu nutzen wusste und eben zu dem machte, was es dann schließlich geworden ist.

KARL PISA: Wenn wir über Withalm aus der Perspektive der Nachhaltigkeit, einen heute häufig verwendeten Begriff, sprechen, möchte ich doch ein differenziertes Bild zeichnen. Natürlich kann man sagen, dass Withalm machtpolitisch seine Ideen nicht durchsetzen konnte. Aber ich glaube, es gibt auch eine andere Nachhaltigkeit, die ja im Rahmen dieses Symposiums behandelt wurde. Es ist die Nachhaltigkeit eines authentischen Politikers. Im Hinblick auf die momentan geführte Debatte über Sarkozy und die Rückwirkung von seinem turbulenten Privatleben auf seine Politik – um keine österreichischen Beispiele zu gebrauchen – war in der deutschen Wochenzeitung *Die Zeit* zu lesen, dass die Politikinszenierung für eine Gesellschaft des Spektakels oft nur ein buntes Theater der Aufmerksamkeit veranstaltet.

Von Withalm weiß man, welche Standpunkte er eingenommen hat. Ich glaube, dass seine Nachhaltigkeit darin besteht, einem beispielgebenden Politikertypus angehört zu haben. Er war einer, der die Politik ernst genommen hat und der auch dazu beigetragen hat, dass Politik ernst genommen wurde. Das ist heute, glaube ich, nicht immer der Fall. Hermann Withalm hat immer die Sache vor die Person gestellt, auch vor seine eigene. Von Withalm wusste man gerade einmal, dass er verheiratet war, auf die Jagd ging, gerne das Theater und die Oper besuchte und Kartenrunden veranstaltete. Sogar an dem Tag, als er zum Vizekanzler ernannt wurde, hat er das nicht ausgelassen. Seine Person hat aber im Sinne einer politischen Inszenierung keine Rolle gespielt.

HANNES ANDROSCH: Ich stimme Herrn Professor Pisa zu, was die Authentizität Withalms anbelangt. Doch bleibe ich bei meiner Einschätzung, wonach die konservative Einstellung Withalms und anderer Repräsentanten der damaligen ÖVP möglicherweise mit dazu geführt hat, nicht oder nicht genügend dem Strukturwandel Rechnung getragen zu haben. Da brachen also diese ganzen Entwicklungen auch über die österreichische Gesellschaft herein, vom Pillenknick über Woodstock und Anti-Vietnam bis hin zu den Studentenrevolten. Es bricht eine neue Zeit heran, und da glaube ich, haben die SPÖ und Kreisky dem Zeitgeist mehr entsprochen, als die ÖVP unter Klaus, Withalm, Piffl-Perčević, Klecatsky und Hetzenauer – mit allem Respekt für die Genannten. Diesen Rückenwind haben wir, vorne Kreisky und dann in seinem Fahrwasser wir anderen, ausgenützt. Ansonsten wäre es ja nicht möglich gewesen, drei Mal hintereinander von 1971 bis 1979 die absolute Mehrheit zu erringen. Und eines noch zur Einstellung der ÖVP, was Sie, Kollege Steinbauer, in Ihrem Referat erwähnt haben. In den Parteistatuten stand, dass der Bundeskanzler automatisch Mitglied des

Parteivorstandes sei. Dieser Mentalitätsunterschied war schon gewaltig und hat doch vielleicht demokratiepolitisch einem gewissen Missverständnis entsprochen.

In einer Hinsicht möchte ich aber eine große Einschränkung machen: Zu den unleugbaren Errungenschaften von Klaus und Withalm zählt, dass man erstmals systematisch versucht hat, wissenschaftliche Beratung in die Politik einzubringen. Ich nenne das Wenger-Institut, die *Aktion 20* oder den Wirtschafts- und Sozialbeirat der Sozialpartner. Deren Vorsitzender wurde kurz darauf Minister und eines der Mitglieder avancierte zum übernächsten Finanzminister. Das waren gewissermaßen politische Trainingslager.

Die SPÖ hat diesem Trend ebenfalls mit den 1.400 Experten, oder wie viele »Nothelfer« es eben waren, Rechnung getragen. Es hat sie zwar niemand gezählt, aber es ist eine gute Anspielung an die 14 Nothelfer, also insofern hat es eine gewisse Symbolik gehabt. Ob es 1.400 oder 700 waren, ist für die Wirkung und Außenwirkung völlig nebensächlich, aber es war eine gute Vorbereitungsübung, es fand jedenfalls eine breite Debatte statt. So wie es eine gute Vorbereitungsübung war, als Adolf Czettel, Fredi Reiter und ich im Herbst 1966 im SPÖ-Klub ein Alternativbudget erstellten. Damit sind wir in den Klubvorstand gegangen, wo es der Waldbrunner mit zwei Sätzen weg-gewischt hat: »Es ist nicht die Aufgabe der Opposition, ein Budget zu machen. Aufgabe der Opposition ist es, das Budget zu kritisieren.« Uns standen die Zornestränen in den Augen, aber er hat Recht gehabt. Wir aber hatten eine gute Übung, eine Trockenübung, gemacht, mit den uns zur Verfügung stehenden bescheidenen Ressourcen. Mit hundert Ministerialräten ist es dann ein paar Jahre später ungleich leichter gewesen.

HELMUT WOHNOUT: Ernst Hanisch vertritt in seiner Österreichischen Gesellschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts die These, dass erst mit der ÖVP-Alleinregierung 1966 »die langen fünfziger Jahre« in Österreich zu Ende gegangen sind, dass die Zeit der Alleinregierungen eine – vor allem unter dem Aspekt der Modernisierung der österreichischen Gesellschaft – neue Phase der jüngeren österreichischen Geschichte eingeläutet hätte. Paul Lendvai geht in seinem Erinnerungsbuch »Mein Österreich« noch einen Schritt weiter und sieht in der ÖVP-Alleinregierung eine Art Voraussetzung für die absoluten Mehrheiten, die die SPÖ unter Kreisky errungen hat. Diese wären in einem Land wie Österreich, ohne dass dieses Experiment der Alleinregierung nicht schon zuvor von der ÖVP praktiziert worden war, nicht möglich gewesen.

HERIBERT STEINBAUER: Die Alleinregierungen ab dem Jahr 1966 – auch wenn Kreisky über einen längeren Zeitraum hinweg die Kanzlerschaft alleine innegehabt hat – stellen für mich einen demokratiepolitischen Gewinn für Österreich dar. Ich möchte in Erinnerung rufen, wie ausgelaugt – das sage ich einmal so allgemein

– die Große Koalition für viele bereits war. Die Philosophie der Großen Koalition war Mitte der 1960er Jahre an ihr Ende gelangt. Zum anderen – und das könnte auch als Menetekel für die derzeit amtierende Regierung Gusenbauer gelten – hat es damals auch in der Großen Koalition schreckliche innere Kämpfe gegeben. Oft musste Pittermann dafür die Zeche bezahlen, weil man einen Schuldigen gesucht hat. Ich denke, dass eine Alleinregierung immer etwas glatter arbeitet als eine Koalition, die an und für sich eine schwierige Konstruktion ist. Aber grundsätzlich halte ich den Wechsel solcher Regierungsstrukturen für wichtig, weil ich darin ein ganz bedeutendes Element für die Erhaltung einer Demokratie sehe. Die anderen kommen dran, ob ganz oder teilweise – es ist gut fürs Land.

HANNES ANDROSCH: Wenn ich Withalm abschließend beurteile, möchte ich das gerne vor einem größeren Zusammenhang tun. Ich muss sagen, dass meine Generation das Privileg und das Glück hatte, zumindest den größten Teil des Lebens in Frieden, Freiheit, zunehmendem Wohlstand, Wohlfahrt und Sicherheit verbringen zu können. Welch großer Unterschied zu dem Lebensweg unserer Eltern oder Großeltern, geschweige denn im Vergleich zu den unzähligen Generationen davor. Daher meine ich, dass jene Persönlichkeiten – letztlich mit welchem Erfolg oder Nichterfolg oder mit welcher Wirkungsmächtigkeit oder eingeschränkter Wirkungsmächtigkeit auch immer – ohne Zweifel dazu einen wesentlichen Beitrag geleistet haben und unseren Respekt verdienen. Ganz unabhängig davon, wo man selber steht oder wo andere gestanden haben. Das gilt für Figl, das gilt für Raab, das gilt für Schärff, für Renner, für Helmer. Hermann Withalm zählt ohne Zweifel auch dazu, ebenso wie aus meiner Sicht auch Karl Waldbrunner, dessen 100. Geburtstag unlängst für mich den Anlass bot, ein vergleichbares Symposium zu initiieren. Denn nur der, der vergessen ist, ist wirklich gestorben.

KARL PISA: Als Schlusswort über Withalm bleibt für mich vor allem eines zu sagen: Man kann einen Politiker danach beurteilen, was er für seine Partei durchgesetzt hat. Man kann ihn aber auch danach beurteilen, was er im Interesse seiner Partei erlitten hat. Withalm hat, das ist ja erneut deutlich geworden, sehr oft die Rolle eines Winkelried gespielt, also immer wieder Lanzenspitzen auf sich selbst gezogen. Auch er selbst hat das so gesehen und auch gesagt, dass das nun einmal seine Art sei. Franz Kreuzer hat über ihn den Begriff des *Hitzeschildes* in die Diskussion eingebracht, was sicherlich seine letzte Funktion als Parteiobmann gut charakterisiert.